Zeitschrift: Nidwaldner Kalender

Herausgeber: Nidwaldner Kalender

Band: 83 (1942)

Artikel: Das älteste Marienbild Nidwaldens : die siegbringende Muttergottes von Buochs

Autor: Marbach, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008209

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das älteste Marienbild Nidwaldens

Die Siegbringende Muttergottes von Buochs

Als sich die Buochser für den 2. Mai 1937 zur Wiedereinweihung ihrer vor dem Ueberfall berühmten Marienkapelle rüsteten, wurden auch weitgehende Nachforschungen nach dem letzten, von Landvogt Hans Kaspar Achermann 1687 in die Kirche gestifteten Bild der „Weißen Muttergottes" gemacht. Leider blieben alle Bemühungen zu seiner Wiederauffindung umsonst. Es muß 1798 von den Franzosen bei ihrer Spottprozession durchs Dorf vernichtet worden oder im Kirchenbrand selbst zugrunde gegangen sein. Umso mehr mußte denn das ursprüngliche Gnadenbild dieses bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückreichenden Heiligtums als unrettbar verloren gelten. Besaß man doch von ihm weder ein Abbild, wie es ausgesehen, noch eine Notiz, wohin es gekommen sei. Doch eine gütige Vorsehung hat es anders gewollt!

Vor einigen Jahren wurde zu Galgenen in der March aus einem brennenden Haus auch eine bekleidete, sonderbare Marienstatue gerettet. Pfarrer Dr. Ed. Wyrsch suchte das verstümmelte Bild durch Kauf vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren. Und nun hat es sich durch eingehendes Studium herausgestellt, daß wir in dieser merkwürdigen Figur die Ur-Madonna von Buochs — und damit das älteste Marienbild Nidwaldens wiedergefunden haben.

Die achtzigjährige Besitzerin: Sophie Bamert († 1938), gab an, das Bild stamme aus einem Nidwaldner Pfarrhof. Ihre Familie hätte es von einer Frau aus Galgenen, die dort (den Ort wußte sie nicht mehr zu nennen) Pfarrköchin gewesen sei. Die hartnäckige Behauptung der alten Jungfer hat sich überraschend bestätigt. Jene Galgenerin hieß Ursula Diethelm und war die langjährige Haushälterin des Buochser Pfarrers Josef Würsch. Er hat sie wohl mit sich genommen, als er seinen Kaplansposten zu Galgenen aufgab, um 1852 in gleicher Eigenschaft nach Ennetbürgen, und 1857 als Pfarrer nach Buochs zu übersiedeln, wo er bis 1894 segensreich wirkte und die letzte Innenrenovation (1873) unserer Kirche durchführte.

Das Bild paßte durch seinen uralten Charakter nicht bloß ausgezeichnet in die Entstehungszeit der Buochser Marienkapelle, sondern es hellt mit einem Schlag auch zwei bisher unerklärliche Rätsel auf. Als man 1937 an der Turmwand der Kapelle das Sakramentshäuschen einbauen wollte, stieß man unerwarteter Weise auf eine leicht zugemauerte Nische von 80 cm Höhe und 40 cm Breite, deren Sinn nicht erkenntlich war. Ebenso wenig vermochte man sich Rechenschaft zu geben, warum der ursprüngliche Altar nicht — wie man vermuten möchte — an der Stelle des heutigen gestanden hatte. Aus den angestellten Berechnungen geht nun eindeutig hervor, daß die Maße dieser Nische eigens für unsere Figur berechnet sind und daß die Vertiefung gerade in dieser Höhe angebracht wurde, damit die Statue über dem Altartisch zu stehen komme und vom gegenüberliegenden romanischen Fenster beleuchtet würde.

Das Bild selbst ist eine uralte, stark zerwurmte, hinten brettartig abgeschnittene Lindenholzfigur von 66 cm Höhe, 30 cm Breite und sehr geringer plastischer Tiefe. Die heilige Jungfrau sitzt steif und kerzengerade dem Beschauer zugekehrt auf kissenbedecktem Thron ohne Rückenlehne und trägt auf ihrem linken Knie den mehr angeklebten, als sitzenden Jesusknaben. Seine nackten, plumpen Füße ragen beschädigt aus dem langen Leibrock hervor. Bei der Mutter dagegen stecken sie in zierlichen Spitzschuhen, über die sich das wallende Gewand fächerförmig ausbreitet, während der Mantel Mariens in natürlichem Wurf über ihre Knie gelegt ist. Das Antlitz beider Personen ist bemalt. Augen, Mund und Wangen sind durch Rot hervorgehoben, die Haare kokett gewellt. Die Krone fehlt bei Mutter und Kind. Die beiden Arme des letztern und die Rechte Mariens sind abgeschlagen, während

sich ihre Linke stützend an die Seite Christi legt.

Was soll nun das blockartige Gebilde, das uns Heutige im Vergleich mit den süßen Madonnen Deschwandens oder den beschwingten Bildern des Barock fast wie ein Fettisch (primitives Götzenbild) anmutet? Lag es am Unvermögen des Schnitzers, daß er den Menschen seiner Zeit solch eine Gestalt ohne Liebreiz und Menschlichkeit schuf? Oder wollte er ihnen gar mit einem „Schreckbild" eine heilsame Furcht vor dem Göttlichen einjagen? Beides trifft nicht zu.

Der Bildner wollte mit seinem Werk gar nicht eigenes Schauen oder inneres Erleben verkörpern, sondern einen ganz bestimmten Marientypus seiner Zeit gestaltend wiedergeben, den der „Nikopoia oder Siegbringerin." So nannte man ein zu Konstantinopel hochverehrtes Bild der göttlichen Mutter, das von den oströmischen Kaisern zur Erlangung des Sieges in den Krieg mitgetragen wurde. Von Byzanz her wurden schon früh (8 Jh.) Abbildungen von diesem und andern Marienbildern nach den oberitalienischen Städten Venedig, Ravenna und Monza gebracht, von woher sie allmählich in die entlegensten Alpentäler vordrangen. In jener frühchristlichen Zeit waren die Künstler in unseren Gegenden höchst selten. Unsere Vorfahren mußten eben erst noch an der Hand der Kirche mühsam lernen, ihren religiösen Begriffen auch in Bildwerken Ausdruck zu verleihen. So beschränkten sie sich Jahrhunderte lang darauf, überkommene Vorbilder immer wieder nachzuschaffen.

Solch eine primitive Nachbildung eines byzantinischen Marientyps ist nun auch unsere Buochser Ur-Madonna. Sie gibt die heilige Jungfrau, echt orientalisch, als „Himmelskaiserin" wieder, in feierlicher Hoheit, vor sich den Herrn der Welten tragend. Darum gehörte auf ihr Haupt, wie auf das ihres Kindes, die romanische Zacken-Krone. Ihre Rechte müßte erhoben vom Himmel den Sieg erflehen, Christus dagegen mit drei Fingern seiner rechten Hand das Weltall segnen. Aus dieser Ueberzeugung heraus von der Uebergewalt des Göttlichen über das Menschliche, des Jenseitigen über das Irdische, stammt das kirchenmäßig Feierliche, das überweltlich Starre und Unnahbare unserer Figur. Und weil der Künstler von Maria kein Schaubild oder Porträt wiedergeben wollte, sondern eine Idee — ein Sinnbild, so vermied er bewußt auch alles schmückende Beiwerk, das die Herbheit der

Komposition hätte mildern können. Ein „Schreckbild" aber konnte und wollte das Schnitzwerk schon deshalb nicht sein, weil es das lieblichste aller menschlichen und christlichen Themen: die Mutter mit dem Kinde darstellt.

Die sitzende Figur der Siegbringenden Mutter ist so recht das Lieblingsbild des 11. und 12. Jahrhunderts geworden, besonders bei den Völkern des Nordens. Ihnen galt ja das Sitzen von jeher als Zeichen der Hoheit. Daher haben sie noch lange neugewählte Könige, Bischöfe und Aebte an ihrem Weihetag auf den Altar gesetzt. Daraus entwickelte sich der Brauch, Marienstatuen so auf Säulen oder in Nischen hinter und über den Altären anzubringen, daß sie den Eindruck erweckten, sie stünden auf dem Altartisch selbst. Erst die Gotik (13.—15. Jh.) mit ihrer Verbürgerlichung alles Göttlichen hat es gewagt, die Heiligenbilder auf die geweihte Mensa selbst zu stellen, die vorher nur die heiligen Gefäße, Evangelienbuch und Reliquien trug.

So thronte die Siegbringende Muttergottes von Buochs in ihrem leuchtendroten Königsmantel und mit ihrem güldenen Diadem Jahrhunderte lang in der feierlichen Stille ihres kleinen Heiligtums. Sie lächelte dem Guten, mahnte den Sünder, half dem Hilfesuchenden siegreich über Sünde und Not. Allmählich aber wurde der tiefere Sinn ihrer herben Schönheit nicht mehr verstanden. Man wollte aus ihr ein „zeitgemäßeres" Marienbild, eine prunkvolle Barockdame machen. So schlug man den heiligen Zwei die Arme und das bescheidene Zackendiadem ab, kleidete sie in den goldstrotzenden Fürstenmantel des Barock und krönte sie mit Kronen aus blinkendem Metall. Weil die Statue aber auch so den neuen Zeitgeist nicht befriedigte, wurde sie 1687 durch das Bild der „Weißen Muttergottes" ersetzt und versank, scheinbar für immer, in der Vergessenheit.

Wir aber freuen uns, daß das älteste Marienbild Nidwaldens wiedergefunden wurde. Es ist uns — wie selten eines — teuer, weil es uns Einblick gewährt in die Denkweise der christlichen Frühzeit unseres Landes. Und ehrwürdig, weil vor ihm unsere Ahnen über ein halbes Jahrtausend lang gebetet haben. Und wenn sich edle Spender finden, wird es eines Tages erneuert thronen in seinem alten Heiligtum.

Dr. F. Marbach.

Ein nettes Spiel

Von M.

Schon seit drei Stunden schlich er um die Villa herum. Er hatte Geduld, denn das gehörte zu seinem Beruf. Er hatte gewartet, bis der Herr und die Frau das Haus verlassen hatten, er hatte gesehen, wie das Mädchen fortgegangen war und mit Genugtuung hatte er bemerkt, daß sie den Hund mitgenommen hatten. Er liebte Hunde nicht und das war kein Wunder. Seine letzte Versorgung auf öffentliche Kosten verdankte er so einem Vieh, das gerade im unrechten Augenblick zu bellen begonnen hatte. Seither liebt er Hunde nicht und ging ihnen tunlichst aus dem Wege.

Menschenleer und wie ausgestorben lag die Villa da.

Es war ein Sonntagsnachmittag und kein Mensch war auf der Straße. Er war ein guter Turner, denn auch das gehörte zu seinem anstrengenden Beruf und mit einem Satz hatte er den Gartenzaun übersprungen. Alles war still. Leise und geräuschlos schritt er weiter, kein Laut war zu hören. Nicht umsonst hatte er gewartet — er war allein. Mit einem Dietrich öffnete er die Türe und stand im Vorzimmer, in welches eine Anzahl Türen mündeten. Geräuschlos wie eine Katze schlich er weiter. Soeben öffnete er die